

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 84 (1958)
Heft: 14

Artikel: April
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-497422>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



In einem Café sitze ich in einer Ecke, in der sich eine junge Gesellschaft zusammengefunden hat, die Herren in Heuschreckenhosen, die Mädchen mit Roßschwanzcoiffuren. Zuerst lese ich in meiner Zeitung, dann bin ich plötzlich der Horcher, denn das Gespräch dieser jungen Leute ist so spritzig, so heiter, so voll lachender Keckheit, daß ich ihm mit Vergnügen folge. Man durchhechelt seine Bekannten, seine Freunde, ja bald geht es der ganzen Stadt an den Kragen. Ich kenne die Leute, die hier im Mund der jungen Leute Spießruten laufen müssen. Geschont wird niemand. Hoch und Nieder, Bekannt und Unbekannt, Klein und Groß wird karikiert. Und zwar ist die Art, wie man das tut, eine leckere. Von einem Bankdirektor sagt man, sein Gesicht sei wie eine Geschäftsmappe. Von einem Redaktor sagt man, er wühle im Geld wie Enten im Pflücker schwaddern. Eine Frau (die ihr Leben der Wohlfahrt opfert) sagt man nach, sie habe den Gang eines Ledischiffs. Den Stadtpräsidenten, der aus der Innehaltung der Repräsentationspflichten eine Kunst gemacht hat, karikiert man zum Betriebsmeier herab, aber auch wieder mit einem munteren Bonmot, das keineswegs gehässig, sondern lediglich ironisch ist. Auch von den Künstlern bleibt keiner ungeschoren, die Abstrakten sind «Intellektuelle Bleichlinge», die Gegenständlichen sind Photographen, die nichts ins Geistige übersetzen können und nicht über das Realistische hinaussehen. Am oberflächlichsten parodiert man die Politiker, denen man offenbar kein Niveau zutraut und die man ausschließlich als Streber, Sesselkleber und kleine Interessenvertreter bezeichnet.

APRIL

Von Emil Schibli

*Er ist der Dichter unter seinen Brüdern,
empfindsam wie ein Mädchen, launenhaft;
bald göttergleich in seiner jungen Kraft,
nun hoffnungslos, müde an Haupt und Gliedern.*

*Er zaubert Schönheit aus den kahlen Bäumen;
doch plötzlich überfällt ihn Traurigkeit.
Er schilt sich einen Stümper; himmelweit
sieht er sein Werk entfernt von seinen Träumen!*

*Ihn übermannt der Unmut des Gestalters,
er glaubt nicht mehr an Sendung und Beruf.
In einer Nacht zerstört er, was er schuf –;
ihm fehlt die Reife, fehlt das Maß des Alters.*

*Denn Gültiges verlangt Geduld und Planung,
und nie vollendet Kunst sich nur aus Traum;
er ist nur Anfang, nur des Tages Saum,
Verheißung ersten Lichts und Morgen-Ahnung.*

*Erst wenn die Schatten fliehn, das strahlend helle
Gestirn bisher Verborgenes enthüllt,
sieht auch ein Meister manches nicht erfüllt;
er prüft und bildet neu, jetzt, auf der Stelle!*

Ich bin entzückt über soviel Begabung, für alles Bilder und Metaphern zu finden.

Schließlich fällt mir etwas auf: diese jungen Leute sind ironiesüchtig. Was ihnen unter die Hände kommt, wird ironisiert. Sie machen aus dem Ironisieren eine Kunst. Nichts hält sie davor zurück, die ganze Stadt unter das Brenn- und Zerrglas der Ironie zu legen.

Auch fällt mir auf, daß alle lässige und müde Gesten haben und eigentlich keine wahren Witzbolde, sondern lediglich professionelle Ironisierer sind. Sie reden gerne. Eigentlich wollen sie nicht das Leben anpacken, sie wollen lediglich das Leben zum Anlaß witziger Diskussionen nehmen. Sie haben mehr Diskussions- als Lebenslust. Sie wollen gar nicht, wie man so sagt, das Leben verändern, es genügt ihnen, die lächerlichen Seiten des Lebens, des Alltags, des Bürgertums, des Landes festzustellen. Merkwürdig, wie diese Leute sorgfältig Distanz zum Leben wahren und Aufträge, an der Verbesserung unserer Verhältnisse praktisch aktiv teilzunehmen, gar nicht annehmen wollen. Sie wollen in der Tempelecke des Cafés bleiben, man soll sie in Ruhe lassen, aber man soll ihr Vergnügen, über alles und jegliches redend herzufallen, ja nicht stören.

Ich mische mich ins Gespräch, nicht aufdringlich, sondern mich ganz der muntern Tonart ihres Geplänkels und Palavers anpassend, und weil sie gerade über einen Honoratior der Stadt hergefallen sind und an ihm keinen guten Faden gelassen haben, obgleich dieser Honoratior mit seiner unermüdlichen Arbeit, seinen Opfern und Verzichten eine große sittliche Leistung vollbringt, mache ich mich zum Anwalt dieses zu Unrecht ironisierten Mannes. Aber ich muß es erleben, daß meine Art, mitten im frivolen und leichten Gespräch das Schiff ins ernstere Gesprächsfahrwasser hinüberzulenken, selber wieder zum Objekt der Ironie gemacht wird. Auch mich ironisiert man nun gründlich, und aus den Bemerkungen der Grasaffen muß ich schließen, daß man mich für einen verkappten Spießier hält. Jemand sagt lachend, man vernehme wohl aus meinem Munde «die Stimme des alkoholfreien Restaurants». In diesem Augenblick geschieht folgendes: Meine erste Regung ist die, die lustige witzige Pointe zu belachen und den jugendlichen Mund zu loben, der so witzig ist, aber eine andere Stimme in mir will rebellieren. Es ist die Rebellion gegen die leichtfertige Ironie des Cafétisches.

O ironiesüchtige Zeit! Ich selber habe einmal die Ironie als Salz des Lebens bezeichnet. Aber damals meinte ich die weise Ironie, nicht die Ironie des heutigen Cafés, die eine niedere Süchtigkeit ist, eine zerstörerische Süchtigkeit, eine Attitüde des bohemischen Menschen, der das mit seinem Munde zerstört, was er mit der Hand niemals anpackt.

Ich kannte ein Freundespaar, das fast seine ganze Zeit mit diesem Spiel des Ironisierens verbracht hat und eines Tages innerlich leer war, Seifengeschmack auf den Lippen hatte und schließlich nicht einmal mehr die Kraft zum Ironisieren fand. Man hatte seine Mutter ironisiert, ihr bürgerliches Gehabe, ihre schlichtfromme Art und schließlich hatte man innerlich die Mutter verloren. Man hatte seine Freunde ironisiert und fand jetzt nicht mehr die Kraft, die ernsten und nichtlächerlichen Seiten seines Freundes zu sehen, und man verlor seinen Freund. Man hatte sich selber ironisiert, und nahm sich jetzt überhaupt nicht mehr ernst. Man hatte mit dieser Ironie jeglichen Respekt zerstört. Denn Respekt heißt zumeist, im Mitmenschen das Lächerliche und Nebensächliche zu übersehen. Respekt erfordert eine große Kraft, nämlich die Kraft, sich nicht leichtfertig dem Spiel des Ironisierens auszuliefern. Der freiwillige Verzicht darauf, den Fehler des andern zu karikieren, ist Voraussetzung des wahren Respektes. Und sobald man den andern durch die Brille des Respektes betrachtet, verkleinern sich die Fehler dieses andern von selber.

Als ich das Café mit der witzigen Gesellschaft verließ, hörte ich hinter mir eine Grasäffin lachen: «Es ist gut, daß der «blaue Pavian» verschwindet.»

Denn ich trage einen blauen Kittel.